

Kapitel 1

Soziologische Zeitdiagnosen Zur Kulturbedeutung der Globalisierung

Peter Schallberger

Über einen universellen Erklärungsschlüssel für die gesellschaftlichen Umbrüche, die sich gegenwärtig vollziehen, verfügt auch die Soziologie nicht. Einzelnen Fachvertretern ist es zwar mittlerweile gelungen, ihre gegenwartsdiagnostischen Reflexionen feuilletonistisch erfolgreich an den Diskurs um die sogenannte Globalisierung anzudocken. Zum Geschäft der soziologischen Zeitdiagnose gehören zweifelsohne Zuspitzungen, Pointierungen und die Formulierung griffiger und wohlklingender Formeln.¹⁴ Der Zustand der Gegenwartsgesellschaft ließe sich öffentlich auch kaum verhandeln, könnte dabei nicht auf indexikalische Konzepte wie „Individualisierung“, „Globalisierung“, „Flexibilisierung“, „Differenzierung“, „Pluralisierung“, „Nivellierung“ oder auf Präfixe wie Industrie-, Arbeits-, Multioptions-, Dienstleistungs-, Erlebnis-, Überfluss-, Zweidrittels-, Risiko-, Informations- oder Wissensgesellschaft zurückgegriffen werden. Die Erfolge und Gratifikationen, die sich mit der Urheberschaft an solchen Konzepten erzielen lassen, setzen die Aussagen, die mit ihnen verbunden sind, indes einem beträchtlichen Risiko aus. Diese tendieren dazu, reduktionistisch oder gelegentlich gar tautologisch zu werden: Was kann an gesellschaftlichen Strukturen und Strukturiertheiten noch erfasst werden, wenn deren Verflüssigung und Auflösung immer schon vorausgesetzt wird? Und welche Ratschläge zur politischen Ausgestaltung des gesellschaftlichen Zusammenlebens lassen sich noch formulieren, wenn angenommen wird, dass die Imperative der Globalisierung die entsprechenden Gestaltungsspielräume bereits zum Verschwinden gebracht haben? Zeitdiagnostische Großentwürfe setzen sich der Gefahr aus, an die Stelle analytischer Schärfe und Differenziertheit eine sinnentleerte Indexikalität treten zu lassen. Von hier aus ist es dann nur noch ein kleiner Schritt, Soziologie vorwiegend als ein inhalts-

¹⁴ Wir gehen mit Reese-Schäfer (1996: 379) darin einig, dass es sich bei der „soziologischen Zeitdiagnose“ um eine eigenständige Form soziologischer Wortmeldung handelt: „Die zeitdiagnostisch gemeinten Diskursformen lassen sich mit hinreichender Deutlichkeit von anderen Formen des Diskurses abgrenzen.“ Siehe zur Entwicklung soziologischer Zeitdiagnosen auch Lichtblau (1991) und die Beiträge in Friedrichs et. al. (1998).

leeres Exerzitium des sprachlichen Stils, als eine narzisstische Performance zu betreiben.¹⁵

Dennoch wäre es deplaziert, die Diagnosefähigkeit der Soziologie generell zu bezweifeln. Und noch unangebrachter wäre es, auf die in soziologischen Publikationen anzutreffende Vielfalt an Stimmen und Sichtweisen mit der Forderung nach paradigmatischer Vereinheitlichung zu reagieren. Angebracht wäre es vielmehr, sich darüber zu wundern, wie realitätsfern die Erklärungen sind, die das Einheitsprogramm der neoklassischen Wirtschaftswissenschaften (und ihrer Ableger in der Soziologie) mit Blick auf die ökonomischen Umwälzungen der Gegenwart zu generieren vermag.

Ansätze zu einer soziologischen Gegenwartsdiagnose scheinen vor allem dann ertragreich zu sein, wenn in ihnen „Gesellschaft“ analytisch als ein Konglomerat sich wechselseitig durchdringender Teilsphären gedacht wird.¹⁶ Sowohl die Wahlverwandtschaften als auch die Unvereinbarkeiten, die zwischen zeitgleich verlaufenden wirtschaftlichen, politischen, kulturellen oder das gemeinschaftliche Zusammenleben betreffenden Entwicklungen bestehen, lassen sich nur dann benennen, wenn letztere zuerst einmal isoliert betrachtet werden. Ist dieser erste Analyseschritt vollzogen, dann ist einer von Richard Münch formulierten Einsicht Folge zu leisten, wonach wir die moderne Gesellschaft falsch verstehen, „wenn wir sie allein als ein Kompositum von eigengesetzlich arbeitenden Sphären begreifen, zwischen denen es keine Brücken gibt“.¹⁷ Die aufschlussreichsten soziologischen Versuche, ein umfassendes zeitdiagnostisches Bild der Gegenwartsgesellschaft zu zeichnen, setzen genau an diesem Punkt an. Ihr Grundtenor lautet, dass sich in den Sphären der Wirtschaft, der Politik, der Kultur und der sozialen Gemeinschaft gegenwärtig Transformationen vollziehen, die sie zueinander zunehmend in ein Verhältnis der Nicht-Passung geraten lassen.¹⁸ Soziale „Differenzierung“ bildet so zwar den Ausgangspunkt, nicht aber das Endergebnis soziologischer Zeitdiagnosen.

Ohne Anspruch auf Vollständigkeit und Systematik lässt sich sagen, dass gegenwärtig insbesondere den folgenden Problemlagen eine be-

¹⁵ In den neueren Arbeiten von Peter Gross beispielsweise – insbesondere in seinem monumentalen Essay *Ich-Jagd – im Unabhängigkeitsjahrhundert* (1999) – mutiert Soziologie zu einer eigentümlichen Form barocken Predigertums.

¹⁶ Einen Überblick über einige gegenwartsdiagnostische Großentwürfe geben die Bände von Schimank/Volkmann (2000), sowie von Kneer/Nassehi/Schröer (1997) und Pongs (1998; 2000). Eine knappe Einführung in einige zentrale Diskussionslinien bietet Honneth (1994), eine hervorragende Gesamtdarstellung Loo/Reijen (1992).

¹⁷ Münch (1998: 70). Er exemplifiziert dies – in Abgrenzung von Luhmann und in Anlehnung an Weber – am Verhältnis zwischen Ökonomie und Ethik.

¹⁸ Daniel Bell (1991: 13ff.) spricht in diesem Zusammenhang von einem „Auseinanderfallen der Bereiche“.

sondere Aufmerksamkeit entgegengebracht wird: Diskutiert wird *erstens*, in welcher Weise auf neuerliche Verschiebungen im Verhältnis zwischen der Wirtschaft einerseits und der Politik andererseits zu reagieren sei. Hierbei wird von der Diagnose ausgegangen, dass national-staatliche Instrumente der politischen Steuerung angesichts einer sich global organisierenden Wirtschaft zunehmend wirkungslos werden. Die Apologeten des Wirtschaftsliberalismus leiten hieraus die Forderung ab, sich fortan ganz auf die Selbstregulierungskräfte des Marktes zu verlassen.¹⁹ Für weniger Gläubige stellt diese Konstellation die Politik vor spezifisch neue Herausforderungen. Es gilt, politische Institutionen zu schaffen, die den nationalstaatlichen Rahmen sprengen und ihrerseits transnational wirksam sind. Brechungstendenzen werden *zweitens* im Spannungsfeld zwischen der ökonomischen und der kulturellen Sphäre festgestellt. So wird beispielsweise befürchtet, dass es mit der Globalisierung der Wirtschaft zunehmend zu einer unheilvollen Vereinheitlichung, sprich: Amerikanisierung kultureller Formen und Praktiken komme. Oder andersherum: dass dies zu einer gefährlichen oder sogar explosiven Konfrontation zwischen verschiedenen Kultur- und Zivilisationstraditionen führen könnte. Andere wiederum erachten *drittens* die sozialen Kohäsionskräfte sowie die gemeinschaftlichen Fundamente der Gesellschaft durch wirtschaftliche wie durch kulturelle Veränderungen als zunehmend geschwächt. Weil wirtschaftliche Imperative das Private zunehmend okkupierten, bleibe keine Zeit, kein Raum und kein Nerv mehr für zweckfreie Formen der Verständigung. Der Gemeinsinn der Menschen werde durch einen von der Wirtschaft diktierten utilitaristischen Individualismus zunehmend aufgelöst, wegen einer sich ausweitenden hedonistischen Kultur verfallende Gesellschaft zunehmend in einen Zustand der Anomie oder der Lethargie. In einem *vierten* Diskussionsstrang stehen die Möglichkeiten und Grenzen von Identität in der zeitgenössischen, bisweilen als „post-modern“ charakterisierten Gesellschaft zur Debatte: Ist „Identität“ als etwas Kohärentes, Stabiles und Kontinuierliches unter den veränderten sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Individuationsbedingungen – Verfall der Familie, Erosion sozial-moralischer Milieus, Fragmentierung von Erfahrungsräumen, Entstandardisierung von Lebensläufen – noch möglich? noch erreichbar? noch durchhaltbar? noch wünschenswert? gesellschaftlich noch funktional?

Die Gegenwart bildet den Berührungspunkt zwischen dem, was war, und dem, was sein wird. Sie lässt sich nicht festhalten; ist beständig im Verschwinden begriffen. Folglich sind soziologische Zeitdiagnosen immer in eine historische Erzählung eingebettet: In dieser Erzählung

¹⁹ Vgl. Kapitel 5, Absatz 3.

erscheint die Kontinuität zwischen Vergangenheit und Zukunft als in irgendeiner Weise gebrochen oder bedroht. Die Gegenwart dehnt sich in ihnen zu einem Zeitraum, in welchem als ‚epochal‘ gedeutete Umwälzungen zur Entstehung von etwas grundlegend Neuem führen. Auch für die heutige Gegenwart wird festgestellt, dass sich eine in der Vergangenheit errichtete Ordnung von Grund auf transformiere. Dieser Umbau wird entweder beklagt oder gefeiert – Vergangenheit und Zukunft entsprechend als heilsam oder unheilvoll hingestellt.

Ulrich Beck zufolge befinden wird uns gegenwärtig auf dem Weg in eine „Zweite Moderne“.²⁰ Die „Theorie der reflexiven Modernisierung“ will Kritik sein am angeblich „einfachen Modernisierungsdenken“ aller bisherigen Soziologie. Zudem ist damit die Feststellung verbunden, dass sich die institutionellen „Basisselbstverständlichkeiten der Industriemoderne“ gegenwärtig in einem Prozess der Erosion befänden. Das kann konkret sehr vieles bedeuten: „Im Sicherheitsmilieu des Wohlfahrtsstaates brechen überall neue Unsicherheiten ein und hervor“; „es entsteht – auch hinter den Fassaden etablierten Wohlstands – eine neue Zerbrechlichkeit sozialer Lagen und Biographien“; die Grenzen zwischen Öffentlichkeit und Privatheit zerfließen – sie „schirmen nicht mehr ab“; „es entstehen neue weltweite Kommunikationsnetze und Monopole“. Kurzum: „Im Übergang zur zweiten Moderne wird unter anderem durch Individualisierungen und Globalisierungen, durch systemisch hergestellte Unsicherheiten und Gefahren das Binnengefüge der ersten Moderne nicht nur fragwürdig und aufgelöst; es entstehen zugleich jenseits der orthodoxen Ordnungsschematik industriegesellschaftlicher Institutionen und Lebensformen andersartige Identitäten, Akteure, Politikstile, Beziehungsmuster und Verantwortungsformen, für die, um sie überhaupt wahr- und ernst zu nehmen, oft schlicht die Begriffsbrille fehlt.“²¹ Sicher ist an dieser geballten Ladung an zeitdiagnostischen Befunden irgendwie etwas dran. Das Problem ist das *irgendwie*: „Wenn die Soziologie etwas Triftiges und auf mittlere Sicht Beständiges zur Klärung derart wichtiger und schwieriger Fragen beitragen will, darf sie sich unter keinen Umständen der begrifflichen und methodischen Verwilderung – und sei es auch in der anziehenden und breitenwirksamen Form der Poetisierung – überlassen.“²² Johannes Weiss legt überzeugend dar, dass Becks Gruppierung aller bisherigen Soziologie unter den Begriff des „einfachen Modernisierungsdenkens“ das „Artefakt einer geradezu hemmungslosen Vereinfachung“ ist. Bei der „Industriemoder-

²⁰ Wir nehmen im folgenden auf die Beiträge von Beck im Band *Reflexive Modernisierung* (Beck/Giddens/Lash 1996) Bezug.

²¹ Beck 1996, 20ff.

²² Weiss (1998: 425). Die gleiche Stoßrichtung hat Richard Münchs (1998, 19f.) Kritik an der „reflexiven Modernisierung“.

ne“ handle es sich zwar um eine attraktive Wortprägung, faktisch aber sei es eine „Simplifikationsformel“. In der „bewusste(n) Absage an eine allzu trennscharfe Begrifflichkeit“, in einer „wild wuchernden Rhetorik und Metaphorik“, im „Rausch der schönen Worte und haltlosen Präntationen“, im „weltverlorenen Sprach-Enthusiasmus“ verliere Soziologie nicht nur das Potential, eine Reflexionswissenschaft zu sein. Sie werde auch „eindeutig erkenntnishemmend“.

Peter Wagner tritt in seiner *Soziologie der Moderne* auf eine Auseinandersetzung mit dem Konzept der „reflexiven Modernisierung“ gar nicht erst ein. In einer Fussnote heißt es lapidar: „Soziologen verschiedener Richtungen propagieren neuerdings den Begriff ‚reflexive Modernisierung‘, mit dem mir allerdings nichts gewonnen zu sein scheint.“²³ Tatsächlich fallen Wagners Befunde über die Krise der Gegenwartsgesellschaft um vieles differenzierter, theoretisch fundierter und vor allem auch distanzierter aus als die Beckschen. Die theoretische Rahmung seiner Argumentation bildet ein Dreiphasenmodell der „Moderne“. Gemäß Wagner befindet sich gegenwärtig nicht *die* Moderne als *die* Industriemoderne in der Krise. Vielmehr sind es spezifisch diejenigen Institutionen und Konventionen, mit denen einstmal versucht wurde, die von einem hemmungslosen, wild wuchernden und ungezügelten Kapitalismus erzeugten sozialen Missstände zu bändigen und in den Griff zu bekommen. Die historische Phase, in der sich diese Bändigung durchaus erfolgreich vollzog und die gegenwärtig zu Ende geht, nennt Wagner die „organisierte Moderne“.²⁴ Ihre zentralste Errungenschaft stellt zweifellos der regulatorische Wohlfahrtsstaat dar. Richard Münch, dessen Argumentation sich mit derjenigen von Wagner – zumindest in diesem Punkt – deckt, bemerkt: „Weil wir jetzt im Zeitalter der globalen Ökonomie vor ganz ähnlichen Problemen stehen, wie sie die Verwerfungen des Frühkapitalismus und des liberalen Rechtsstaates gestellt haben, ist es ratsam, festzuhalten, in welcher Weise es dem modernen Wohlfahrtsstaat gelungen ist, die Modernisierungsschäden von Kapitalismus und liberalem Rechtsstaat zu beheben und zugleich ihre Errungenschaften zu bewahren.“²⁵ Jürgen Habermas hat diesen Zusammenhang folgendermaßen geschildert: „In den gemischten Ökonomien des Westens hatte der Staat mit der Verfügung über einen erheblichen Anteil des Sozialproduktes einen Spielraum für Transferleistungen und

²³ Wagner (1995: 185).

²⁴ Der Begriff der „organisierten Moderne“ wurde geprägt durch Scott Lash und John Urry (1987). Etwas unklar in Wagners Epocheneinteilung ist, ob die Zeit des nationalsozialistischen Terrors als ein letzter Auswuchs der „ersten Moderne“ oder eine frühe Extremform der organisierten Moderne zu denken ist. Gleiches gilt für die staatssozialistischen Regimes im Osten.

²⁵ Münch (1998: 19). Vgl. auch die autobiographisch eingefärbten Ausführungen von John Kenneth Galbraith (1995).

Subventionen, überhaupt für eine wirksame Infrastruktur-, Beschäftigungs- und Sozialpolitik gewonnen. Er konnte auf die Rahmenbedingungen von Produktion und Distribution mit dem Ziel Einfluss nehmen, Wachstum, Preisstabilität und Vollbeschäftigung zu erreichen. Der regulatorische Staat konnte, mit anderen Worten, über wachstumsstimulierende Maßnahmen auf der einen, Sozialpolitik auf der anderen Seite *gleichzeitig* die wirtschaftliche Dynamik fördern und die soziale Integration sichern.“²⁶

Systematisch legt Wagner dar, dass das institutionelle Arrangement der „organisierten Moderne“ weit mehr umfasste als die Institutionen des Wohlfahrtsstaats. In beinahe allen gesellschaftlichen Lebensbereichen entwickelten sich im Laufe der Zeit Tendenzen einer weitreichenden Regulierung, Konventionalisierung und Standardisierung von Handlungs- und Denkweisen. Was der ursprünglichen Intention nach der Erweiterung individueller Gestaltungsräume dienen sollte, begann, diese zunehmend *auch* zu gefährden. Diese Ambivalenz von „Freiheit und Disziplin“ – so der Untertitel seines Buches – sieht Wagner nicht zuletzt in die für die organisierte Moderne charakteristischen Muster des Lebenslaufs und der Lebensführung selbst eingebaut. Erwerbstätige sind eingebunden in ein tariflich geregeltes Normalarbeitsverhältnis. Während der Hauptphase der NormalBiographie ist man damit beschäftigt, innerhalb gegebener Rollenprofile, Hierarchien und Zeitstrukturen und nach standardisierten Fertigungstechniken Tätigkeiten zu verrichten, die der Erzeugung normierter Massenkongsumgüter und standardisierter Dienstleistungspakete dienen. Man macht innerhalb vorgegebener Laufbahnen Karriere, orientiert sich bei der Planung und Gestaltung von Freizeit, Konsum und Familienleben an den Normalitätsvorgaben seines jeweiligen Milieus, weiß, wo man hingehört, und verfügt über ein unzweideutiges Verständnis seiner selbst. Man führt ein rundum normales und abgesichertes Leben und richtet es sich – wenn immer möglich – gemütlich darin ein.

Die Einbettung individuellen Handelns, Denkens und Befindens in konventionalisierte Zusammenhänge bedeutet nicht zwingend nur Unfreiheit. Wagners etwas sehr optimistisch ausfallender Schlussfolgerung, dass mit dem Ende der organisierten Moderne sich neue Potentiale einer selbstbestimmten Lebensführung eröffnen,²⁷ muss nicht unbedingt zugestimmt werden. Er selber räumt ein, dass die diesbezüglichen Chancen in der Gesellschaft ungleich verteilt sind, und dass ein Ende starrer Konventionen von Einzelnen auch als Katastrophe erlebt wer-

²⁶ Habermas (1998: 80).

²⁷ Wagner (1995: 245).

den kann.²⁸ Mit der Feststellung, dass sich insbesondere diejenigen Konventionalisierungen gegenwärtig in Auflösung befinden, die in Reaktion auf die Widersprüchlichkeiten einer *ersten* Moderne errichtet wurden, steht Wanger allerdings – wie er selber einräumt – nicht alleine da: „Untersuchungen der Organisation sozialer Praktiken betonen heute fast durchwegs das Aufbrechen etablierter Regelungen. In einigen Fällen werden Terminologien mit positiver Assoziationskraft gewählt. Dann spricht man von Pluralisierung und Flexibilisierung. In anderen Fällen, wenn von Deorganisation, Instabilität oder Fragmentierung die Rede ist, herrschen negative Konnotationen vor. Ungeachtet normativer Aspekte stimmen viele dieser Analysen in der Wahrnehmung der Erschütterung handlungsorientierender Konventionalisierungen, wenn nicht sogar des Zusammenbruchs von Ordnungen von Konventionen überein.“²⁹

Es ist hier nicht der Ort, das Feld der soziologischen Zeitdiagnose umfassend abzuschreiten oder auch das nur Herausgepickte systematisch zur Darstellung zu bringen. Hier sollen ausschließlich ein paar Argumentationslinien hervorgehoben werden, die für unser eigenes Vorhaben – die Rekonstruktion alltagsweltlicher Zeitdiagnosen – von Interesse sind.

1.1 Die Entpolitisierung der Ökonomie

Die sich beschleunigenden Globalisierungstendenzen betreffen in erster Linie – aber nicht nur – die Ökonomie. Märkte für Kapital, Arbeit, Güter und Dienstleistungen sind heute in viel stärkerem Maße von regionalen und nationalstaatlichen Zusammenhängen entkoppelt, als sie es jemals zuvor waren. Entgegen anderslautenden Vermutungen setzt sich mit der Globalisierung der Wirtschaft keineswegs ein anonymer, quasi-natürlicher Prozess der Entgrenzung durch. Die Globalisierung ist vielmehr das Ergebnis bewusst gefällter politischer Entscheidungen.³⁰ Diese stützten sich einst auf die Annahme, dass durch den Abbau wettbewerbs- und freihandelsbeschränkender Regulierungen der Wohlstand aller am Handel beteiligten Nationen – auf lange Frist!³¹ – gesteigert werden könne.

Mittlerweile hat sich bezüglich der wohlfahrtsstiftenden Effekte der Globalisierung eine gewisse Ernüchterung breit gemacht. Kaum jemand spricht mehr davon, dass uns demnächst die Ernte ins Haus stünde. Die

²⁸ Wagner (1995: 250).

²⁹ Wagner 1995, 186.

³⁰ Zur Geschichte der Freihandelsidee und ihrer Durchsetzung siehe Walther (1982). Zur ökonomischen Außenhandelstheorie einfühend Weder (1998).

³¹ In der neoklassischen Ökonomie geschieht alles Wesentliche „in the long run“. Hierzu bemerkte einst John Maynard Keynes: „In the long run we are all dead.“

marktliberalistische Heilsprophetie hat sich klammheimlich in eine Unheilsprophetie verwandelt und ist als solche umso wirkungsmächtiger. Es hat sich in breiten Bevölkerungsteilen die Auffassung durchgesetzt, dass die alten Industrienationen des Westens in einem direkten Standortwettbewerb mit aufstrebenden Billiglohnländern stünden. Als wäre die Konkurrenzfähigkeit im globalen Wettbewerb ausschließlich durch die Höhe der Arbeitskosten bestimmt, mündet diese Argumentation üblicherweise in die Forderung nach einer Redimensionierung von Institutionen der sozialen Sicherung. Diese Argumentation provoziert freilich auch Widerspruch: „Aus dem Zusammentreffen verstärkter internationaler Konkurrenz, steigender Arbeitslosigkeit und zunehmenden Finanzierungsschwierigkeiten des Sozialsektors lässt sich (...) nicht schließen, die Höhe der Sozialaufwendungen sei eine entscheidende Ursache für sinkende internationale Konkurrenzfähigkeit und diese lasse sich durch eine Reduktion der sozialpolitischen Umverteilungsvorgänge wiederherstellen“, meint etwa Franz-Xaver Kaufmann.³² Für die Wirtschaftskraft eines Landes sind Faktoren wie technologisches Know-how und die entsprechenden Innovationspotenziale, Rechtssicherheit, sozialer Frieden, Kaufkraft usw. genau so entscheidend und in ihrem Zusammenspiel wohl entscheidender als die relative Höhe der Arbeitskosten. Kaufmann meint, dass die Rezession der 1990er Jahre in erster Linie auf Innovationsschwächen der Wirtschaft, auf Zäsuren im Prozess der „schöpferischen Zerstörung“ (Schumpeter) zurückzuführen gewesen sei.

Die pointiertesten Wortmeldungen gegen die „neoliberale Invasion“ stammen zweifelsohne von Pierre Bourdieu.³³ Die Subsumption aller gesellschaftlichen Sphären unter die „Logik des reinen Marktes“ gründet seiner Auffassung nach auf der „Durchsetzung eines geistigen Darwinismus in den oberen Etagen von Staat und Wirtschaft, aber ebenso im Inneren der Unternehmen selbst. Eines geistigen Darwinismus, der mit seinem Winner-Kult (einer Mischung aus höherer Mathematik und Bungee-Jumping) den Kampf aller gegen alle und mit ihm den Zynismus zum obersten Prinzip erhebt“. Dieser Zynismus bewirke nicht nur „das progressive Verschwinden der autonomen Bereiche kultureller Produktion durch die schleichende Kommerzialisierung“. Über die „Zerstörung des Staates“ – „der die der öffentlichen Sphäre zugehörigen Gemeinschaftswerte zu bewahren hätte“ – bedrohe er die moderne Zivilisation schlechthin.

³² Kaufmann (1997: 121).

³³ Wir beziehen uns im folgenden auf einen Artikel von Bourdieu in der deutschsprachigen Ausgabe von *Le Monde Diplomatique* (Bourdieu, 1998a). Der Artikel wurde in einer leicht veränderten Fassung und in anderer Übersetzung wiederabgedruckt im Band *Gegenfeuer*. (Bourdieu, 1998b).

Man kann ob der Feurigkeit von Bourdieus Wortmeldungen erstaunt oder gar befremdet sein – sie sind Teil einer spezifischen Kultur der intellektuellen Einmischung, die in Frankreich eine eigenständige Tradition hat. Vorwerfen kann man Bourdieu jedoch nicht, seine Stellungnahme sei ausschließlich das Produkt politisch-moralischer Entrüstung, es läge ihr kein sozialwissenschaftlich fundiertes Wissen zugrunde. Bourdieu betreibt Ideologiekritik in alter marxistischer Tradition. Diese ist zuerst einmal eine Analyse der Macht: „Seine gesellschaftliche Macht bezieht das neoliberale Programm aus der politisch-ökonomischen Macht derjenigen, deren Interessen es ausdrückt – der Aktionäre, Banker und Industriellen, der konservativen und sozialdemokratischen Politiker, die sich zur Verzichtspolitik eines Laissez-faire-Programms bekehren ließen, der höheren Finanzbürokraten, die um so hartnäckiger eine Politik vertreten, die ihren eigenen Untergang verheißt, als sie im Unterschied zu den Angestellten in der freien Wirtschaft die Folgen dieser Politik wohl niemals am eigenen Leibe spüren.“ Fundierte Ideologiekritik geht nun freilich über die Aufdeckung von Macht- und Interessensverhältnissen hinaus. Sie ist mehr als „Interessenpsychologie“.³⁴ Im Zentrum von Bourdieus Aufmerksamkeit stehen nicht ihre Apologeten, sondern steht die neoliberale Doktrin selbst. Er zeigt auf, dass sich die neoklassische Wirtschaftstheorie aufgrund ihrer reduktionistischen Axiomatik und scholastischen Struktur bestens dazu eignet, einem fundamentalistischen Feldzug als „Legitimationstheorie“ zu dienen: „Diese Legitimationstheorie ist eine rein mathematische Fiktion, die von vornherein auf einer phantastischen Abstraktion basiert, da sie im Namen einer ebenso engen wie strengen Auffassung von Rationalität – als individueller Rationalität – zwei Dimensionen ausklammert: die ökonomischen und sozialen Voraussetzungen der rationalen Maßnahmen und die ökonomischen und sozialen Strukturen, ohne die sie nicht durchführbar sind.“ Die Ökonomen vertrauten – so Bourdieu weiter – „auf Modelle, die sie praktisch nie wissenschaftlich überprüfen können, und sie verachten die Erkenntnisse anderer historischer Wissenschaften, in denen sie nicht die Reinheit und die kristalline Transparenz ihrer mathematischen Spiele wiedererkennen, wobei sie deren Notwendigkeit und tiefgreifende Komplexität meist gar nicht begreifen. (...) Doch die Welt existiert und entsprechend real sind die unmittelbaren Auswirkungen, die sich aus der Anwendung dieser großen neoliberalen Utopie ergeben.“ Ähnlich wie Bourdieu argumentiert Hobsbawm: „Es gibt so etwas wie einen Konsens der neoklassischen Wirtschaftswissenschaftler an den Universitäten, die von einem Nirwana einer optimal effizienten, störungsfrei funktionierenden Wirtschaft eines sich selbst regulierenden

³⁴ Zu Ideologie und Ideologiekritik siehe Jenk (1978).

Weltmarkts träumen, sozusagen von einer Wirtschaft mit minimalen Interventionen seitens des Staates oder anderer Institutionen. Bei der jetzigen Weltlage hieße das systematische Privatisierung und Deregulierung der Wirtschaft (...) Sie betreiben Ökonomie ohne politische, soziale oder jede andere nicht-mathematische Dimension. In der Praxis war das natürlich eine Ökonomie, die den transnationalen Unternehmen und anderen Unternehmern in der Periode des Booms gut passte.“³⁵

1.2 Wandel ökonomischer und arbeitsweltlicher Strukturen

Auch die strukturellen Veränderungen, die sich gegenwärtig in der Arbeitswelt vollziehen,³⁶ werden gemeinhin auf ‚die Globalisierung‘ zurückgeführt: Wegen der verschärften Konkurrenz entstehen neuartige Stellen- und Qualifikationsprofile, innerhalb derer sich jedes einzelne Wirtschaftssubjekt flexibel und dynamisch zu behaupten und zu bewähren hat. Analoges vollzieht sich auf der übergeordneten Ebene der global operierenden Firmen. Indem sie fusionieren, kooperieren, restrukturieren, redimensionieren, re-engineeren, outsourcen, Synergien schaffen, Lean Management betreiben, schlank produzieren („Lean Production“), sich reorganisieren, Wissen managen, flexibilisieren, sich auf Kerngeschäfte konzentrieren, den Shareholder Value maximieren, Joint Ventures eingehen, sich eine Holdingstruktur geben, Profit Centers einrichten, sich der New Economy öffnen, Aktienrückkäufe tätigen, Abfindungen bezahlen, Englisch kommunizieren und Ethikseminare veranstalten, wollen die Firmen sich fit machen für den Weltmarkt.

Zweifel daran, dass all diese Dinge von ‚der Globalisierung‘ bewirkt sind, sind indes berechtigt. Vieles von dem, was Unternehmen während der 90er Jahre taten, bewegte sich ausschließlich auf der Ebene der Rhetorik. Unzählige neue, von der Betriebswirtschaftslehre kreierte Begrifflichkeiten wurden in die Unternehmenswelt eingeschleust, ohne dass sich das neu Bezeichnete auch tatsächlich neu formiert hätte. Daneben waren etliche der real vollzogenen Restrukturierungen weniger eine direkte Folge der Globalisierung, als vielmehr das Ergebnis einer zunehmenden Verselbständigung der Finanzmärkte gegenüber den

³⁵ Hobsbawm (1999: 9f.). Diese Kritik am neoklassischen Einheitsprogramm der Ökonomie steht in einer langen Tradition. Durkheim, Schmoller und zum Teil auch Weber lancierten die Soziologie nicht zuletzt als ein Gegenprojekt zur neoklassischen Ökonomie, wobei ihr Weber wohl noch am meisten abzugewinnen vermochte. Zur wiederaufgenommenen und neueren Kritik an der neoklassischen Ökonomie siehe Beckert (1997), Lebaron (2000), Hödl und Müller (1986), Seifert und Priddat (1995), Vogt (1977).

³⁶ Einen Überblick über gegenwärtige Wandlungstendenzen in der Arbeitswelt geben Willke (1999) und Voss (1994).

Güter- und Dienstleistungsmärkten.³⁷ Galt es für ein Unternehmen in den 80er Jahren noch, durch „Diversifikation“ die geschäftlichen Risiken möglichst breit zu streuen, so entwickelte sich in den 90er Jahren die „Konzentration auf Kerngeschäfte“ zu einer leitenden unternehmerischen Doktrin. Dieser Gesinnungswandel bedeutete mehr als eine bloße Modeerscheinung. Er stellte eine Reaktion auf den Umstand dar, dass sich Financiers („Shareholder“) zunehmend aus der Verantwortung für ein einzelnes Unternehmen zurückzogen und darauf insistierten, die Risikodiversifikation ausschließlich noch auf der Ebene ihres individuellen Anlageportfolios vorzunehmen. Hieraus leitete sich die Forderung nach Unternehmen mit einer möglichst klar profilierten Geschäftspolitik ab. Im Zuge dieser Entwicklung kam es – auch in der Schweiz – zur Zerschlagung einst stolzer und traditionsreicher Industriekonglomerate, ohne dass sich diese unter dem Aspekt der Konkurrenzfähigkeit unmittelbar aufgedrängt hätte.³⁸

Gegen die kurzschlüssige Unterstellung, die ökonomischen Umbrüche der 90er Jahre gingen direkt auf ‚die Globalisierung‘ zurück, lässt sich noch mindestens ein weiteres Argument vorbringen: Ein tiefgreifender Wandel arbeitsweltlicher Strukturen wurde von der Industriesoziologie bereits Mitte der 80er Jahre diagnostiziert – also bevor ‚die Globalisierung‘ in aller Munde war. Piore und Sabel prägten die Formel vom „Ende der Massenproduktion“ und beobachteten eine Hinwendung der Unternehmen zum Produktionsregime der „flexiblen Spezialisierung“.³⁹ Kern und Schumann erblickten in dieser – von ihnen als „Ende der Arbeitsteilung“ charakterisierten – Entwicklung eine grundlegende Neuausrichtung in den Strategien der unternehmerischen Kapitalverwertung, die für sie eine – sich nicht zuletzt auf neue Technologien abstützende – Antwort auf die wirtschaftlichen Krisen der 70er Jahre darstellte: „Man trifft heute in wichtigen Bereichen der Industrie auf eine markt- und produktökonomische Konstellation, die keine Rationalisierung nach tayloristischem Muster mehr trägt. Kapitalverwertung selbst erfordert den Umbruch in der Nutzung von Arbeitskraft. Je mehr die Produktkonzeptionen auf die Erzeugung hochkomplexer Qualitätsartikel hinauslaufen und die Produktionskonzepte auf den breitflächigen Einsatz der neuen Technologien abzielen, umso mehr breitet sich als optimales Arbeitseinsatzkonzept der ganzheitlichere Aufgabenzuschnitt

³⁷ Vgl. die Arbeiten von Susan Strange (1986, 1996 und 1998), die hierfür den Begriff des *Casino Capitalism* verwendete.

³⁸ Beispiele sind von Roll, Sulzer, Feldschlösschen, ABB, Alusuisse, Oerlikon-Bührle und viele mehr. Eine detaillierte Betrachtung der strukturellen Umbrüche in den von uns untersuchten Wirtschaftsbranchen findet sich in Kapitel 3 dieses Buches.

³⁹ Piore/Sabel (1989).

und die breitere Verwendung von Qualifikationen aus.“⁴⁰ Schon Kern und Schumann erkannten, dass die von ihnen beschriebene Entwicklung nicht nur Gewinner haben würde. Sie sagten etwa voraus, dass sich der Arbeitsmarkt zunehmend in ein Segment für „Allerweltsarbeit“ und ein Segment für hochqualifizierte Arbeit aufsplitten würde. Ähnlich wie Kern und Schumann Mitte der 80er Jahre argumentiert gegenwärtig Daniel Cohen. Deziidiert weist er die Ansicht zurück, dass die aktuellen Umbrüche in der Arbeitswelt in einem direkten Kausalitätszusammenhang mit ‚der Globalisierung‘ stünden: „Der derzeitige Strukturwandel betrifft sämtliche Berufe, Wirtschaftssektoren und Tätigkeiten, gleichgültig ob sie in die Weltwirtschaft eingebunden sind oder nicht. Er erklärt sich hauptsächlich aus zwei Entwicklungen, die vom immer noch geringfügigen Handel mit den ärmeren Ländern weitgehend unabhängig sind: aus der Computer-Revolution und aus der Vermassung des Bildungswesens.“ Und Cohen kommt zu folgendem Schluss: „Nicht die Globalisierung ist für die immer unsichereren Arbeitsverhältnisse verantwortlich, sondern umgekehrt: Unsere eigene Neigung zur Veränderung der Arbeitswelt öffnet der ‚Globalisierung‘ überhaupt erst den nötigen Raum und ist dafür verantwortlich, dass sie in Verruf gerät.“⁴¹

Dass auch bezogen auf die Schweiz von einer Zunahme unsicherer Arbeitsverhältnisse gesprochen werden kann, belegen nicht nur die Zahlen der Erwerbsstatistik. Parallel zur Zunahme der Arbeitslosenquote von 0,7 % auf über 5% zwischen 1990 und 1997⁴² erhöhte sich die Zahl derjenigen Personen, die in sogenannten „prekäre Arbeitsverhältnisse“ eingebunden waren. Von Arbeitslosigkeit – insbesondere Langzeitarbeitslosigkeit – waren nicht zuletzt Personen betroffen, die den neuen Qualifikations- und Flexibilitätsanforderungen nicht oder nicht mehr gewachsen waren. Zur Risikogruppe gehörten Ausländer und Ausländerinnen mit tendenziell geringer Bildung, Frauen sowie Personen über fünfzig. Parallel dazu nahm der Druck auf jene, die ihren Arbeitsplatz behalten konnten, kontinuierlich zu. Sie waren verstärkt dem ausgesetzt, was Bourdieu die „strukturelle Gewalt der Arbeitslosigkeit“ nennt.⁴³ Ein in dem Buch *Das Ende der Gemütlichkeit* – einer Studie über strukturelles Unglück in der Schweiz – porträtiert Chemielaborant drückte sein neues Befinden an seinem alten Arbeitsort wie folgt aus: „Du kannst arbeiten, bis du verreckst. Dann kommt der nächste. Mich

⁴⁰ Kern und Schumann (1984: 323).

⁴¹ Cohen (1997: 15).

⁴² Seit 1997 ist die Arbeitslosenquote wieder rückläufig und lag Mitte 2000 bei um die 2%. Siehe zu den folgenden, den arbeitsweltlichen Wandel in der Schweiz betreffenden Darlegungen Flückiger (2000) und Prodoliet (2000).

⁴³ Bourdieu (1998a): „Das tragende Fundament dieser gesamten, unter dem Zeichen der Freiheit antretenden Wirtschaftsordnung ist in der Tat die strukturelle Gewalt der Arbeitslosigkeit, der Arbeitsplatzunsicherheit, also letztlich der Entlassungsdrohung.“

brauchen sie nicht. Wenn ich gehe, kommen zehn andere, hundert andere. Man muss sehen, was alles auf der Straße ist.“⁴⁴ Anzeichen dafür, dass in der Arbeitswelt nicht nur die Potenziale der Selbstverwirklichung⁴⁵ zugenommen haben, sondern parallel dazu – im Zuge einer „Informalisierung der Arbeit“⁴⁶ – neue *prekäre* Lagen entstanden sind, gibt es viele, auch wenn präzise Zahlen oftmals fehlen.

1.3 Globalisierung und politische Vergemeinschaftung

Wirtschaftliche Globalisierungstendenzen müssen in politischen und medialen Diskursen bisweilen für sehr vieles hinhalten. Fusionen, Restrukturierungen, Sozialabbau, Arbeitslosigkeit, Rezession und Shareholderkapitalismus – der Verweis auf die Globalisierung der Wirtschaft scheint mittlerweile all diese Phänomene bedarfsgerecht entweder zu erklären oder zu legitimieren. Wir säßen mittlerweile alle im gleichen Boot, heißt es beispielsweise, wenn zwei Firmen ihre Fusion bekannt geben. Der auf die Schaffung von Synergieeffekten ausgerichtete Personalabbau diene vor dem Hintergrund einer global werdenden Konkurrenzwirtschaft dem langfristigen Erhalt der noch verbliebenen Arbeitsplätze. Gegen Argumente dieser Art lassen sich, wie wir darzulegen versucht haben, durchaus Einwände vorbringen.⁴⁷

Hieraus zu folgern, bei der „Globalisierung“ handle es sich um ein reines Phantom, wäre indes zu einfach. Denn in dem sehr umfassenden Sinne, wie beispielsweise Anthony Giddens sie fasst, findet Globalisierung tatsächlich statt und stellt gegenwärtig akut neue Herausforderungen. Giddens definiert Globalisierung „im Sinne einer Intensivierung weltweiter sozialer Beziehungen, durch die entfernte Orte in solcher Weise miteinander verbunden werden, dass Ereignisse am einen Ort durch Vorgänge geprägt werden, die sich an einem viele Kilometer entfernten Ort abspielen und umgekehrt“.⁴⁸ In ihrer Grundausrichtung stellen die gegenwärtigen Tendenzen einer zunehmenden „Trennung

⁴⁴ Schallberger (1998a: 22f.)

⁴⁵ Baethge (1994) spricht in diesem Zusammenhang von einer „zunehmenden normativen Subjektivierung des Arbeitsprozesses“.

⁴⁶ Zu einigen Trends in dieser Richtung siehe Prodoliet (2000); Caritas (1998).

⁴⁷ Auf die seit Mitte der 70er Jahre laufende Debatte um das „Ende der Arbeitsgesellschaft“ durch technologische Innovation gehen wir hier nicht ein. Die Debatte läuft gegenwärtig auf die Forderung nach einer grundsätzlichen Entkoppelung von Einkommen und Lohnarbeit hinaus. Den wohl fundiertesten Beitrag hierzu liefert Oevermann (1998). Dem Standardargument der Ökonomen, dass durch alle Formen eines garantierten Mindesteinkommens individuelle Arbeitsanreize wegfielen, hält Oevermann entgegen, dass autonomiestiftende Formen von Arbeit auf intrinsischen Motivationen und einer inkorporierten Leistungsethik aufruhten, das Problem der Ökonomen sich in der Wirklichkeit also nicht stelle. Prominente neuere Beiträge zur Debatte sind Gorz (2000) und Beck (1999).

⁴⁸ Giddens (1996: 203).

von Raum und Zeit“ indes nichts Neues dar: „Das Globalisierende liegt im Wesen der Moderne“. Folglich bedeuten sie – so Giddens – nicht den Übergang in eine neue oder gar in eine Post-Moderne, sondern schlicht deren „Radikalisierung“: „Wir treten nicht in eine Periode der Postmoderne ein, sondern bewegen uns auf eine Zeit zu, in der sich die Konsequenzen der Moderne radikaler und allgemeiner auswirken als bisher.“⁴⁹ Giddens streicht neben der „Trennung von Raum und Zeit“ zwei weitere Tendenzen heraus, die mit der Moderne konstitutiv verbunden seien: Die „Entstehung von Entbettungsmechanismen“ im Sinne der Herauslösung der Menschen aus traditional strukturierten Sozialbeziehungen sowie die „reflexive Aneignung des Wissens“: „Die Begründer der Moderne suchten zwar nach Gewissheiten, um mit deren Hilfe vorgegebene Dogmen zu verdrängen, doch im Grunde bringt die Moderne eine Institutionalisierung des Zweifels mit sich.“⁵⁰

Bei der Darstellung einiger Konsequenzen der von Giddens als „Radikalisierung der Moderne“ gefassten Entwicklungen soll im Folgenden nicht den vom ihm vorgezeichneten Argumentationspfaden gefolgt werden, die etwas zu sehr in die Wildnis der Abstraktion zu führen scheinen. Stattdessen soll die – etwa von Daniel Bell vorgebrachte – These eines zunehmenden „Auseinanderfallens“ der verschiedenen Gesellschaftsbereiche⁵¹ aufgegriffen werden: zum einen die Entkopplung von Ökonomie und Politik, zum anderen die neue Konfliktlage zwischen einer globalen Ökonomie einerseits und partikularen Kulturen und Formen der Vergemeinschaftung andererseits. Damit soll dem Umstand Rechnung getragen werden, dass es sich bei ‚der‘ Globalisierung eben nicht nur um ein wirtschaftliches, sondern gleichzeitig auch um ein politisches und kulturelles Phänomen handelt – um ein Phänomen jedenfalls mit weitreichender Kulturbedeutung.

Mit der Globalisierung von Arbeits-, Güter-, Dienstleistungs- und Kapitalmärkten ist die Tendenz verbunden, dass ökonomische Prozesse zunehmend dem regulativen Zugriff durch eine nationalstaatlich organisierte Wirtschafts- und Sozialpolitik entzogen werden. Weil auf alternative Standorte ausgewichen werden kann, sind nationalstaatlich definierte Vorgaben, Auflagen und Normen nur noch bedingt durchzusetzen. Die Frage, auf die das Arrangement der „sozialen Marktwirtschaft“ für die „organisierte Moderne“ eine angemessene Antwort darstellte, muss unter diesen veränderten Voraussetzungen neu beantwortet werden: „Wie lässt sich die Allokations- und Entdeckungsfunktion selbstregulierender Märkte effektiv nutzen, ohne dabei Ungleichverteilungen

⁴⁹ Giddens (1996: 11).

⁵⁰ Giddens (1996: 216).

⁵¹ Bell (1991).

und soziale Kosten in Kauf nehmen zu müssen, die mit den Integrationsbedingungen demokratisch verfasster liberaler Gesellschaften unvereinbar sind?⁵² Habermas liefert eine mögliche Antwort gleich selber: „Eine Alternative zur aufgesetzten Fröhlichkeit einer neoliberalen Politik, die sich selbst abwickelt, könnte (...) darin bestehen, für den demokratischen Prozess geeignete Formen auch jenseits des Nationalstaates zu finden.“ Mittels einer solchen „die Märkte einholenden“, „transnationalen Innenpolitik“ wäre „Vergemeinschaftung“ auf ein globales Niveau zu heben.⁵³ Am präzisesten ist dieser Gedanke bei Oevermann ausformuliert: „Soziologisch gesehen ist Gemeinschaft ein Kollektiv von ganzen Personen z.B. in der Familie, aber auch von Staatsbürgern in der politischen Vergemeinschaftung eines Staates oder Herrschaftsverbandes; Gesellschaft dagegen ein Kollektiv von Rollenträgern oder Vertragspartnern. (...) Grundsätzlich auf die rationale Realisierung von Eigen-Interesse bezogene, Vergesellschaftung aus sich heraus treibende Prozesse des marktvermittelten Wirtschaftens sind immer auf die Einbettung in dazu polare und in unauflölicher Spannung stehenden gemeinwohrrationalen und Vergemeinschaftung bedeutenden Prozessen der Solidarität und Wahrung von Gerechtigkeit angewiesen. Die (...) Funktionsbereiche von Bildung, Sozialisation, Kultur, Rechtsstaatlichkeit und Friedenssicherung gehören dieser fundierenden Sphäre von Vergemeinschaftung an.“ Oevermann pointiert: „Globalisierung im Sinne der Vergemeinschaftung ist das eigentliche Problem, aber nicht deshalb, weil sie stattgefunden hätte, sondern weil sie noch zu sehr aussteht.“⁵⁴ Wie schwierig sich die konkrete Umsetzung eines derartigen Unterfangens darstellen kann, zeigt wohl nicht zuletzt das Beispiel der Schweiz. Aufgrund der tiefen Verankerung eines föderalistischen und isolationistischen Denkens in der politischen Kultur der Schweiz, sind bis anhin fast alle Versuche einer Teilnahme an transnationalen Formen der Vergemeinschaftung gescheitert.

Die Zurückdrängung des Politischen im Zuge wirtschaftlicher Globalisierungen leistet Entwicklungen Vorschub, die Habermas in der Theorie des kommunikativen Handelns unter die sehr allgemeine und dehnbare Formel einer „Kolonialisierung der Lebenswelt durch das System“ zusammenfasst hatte.⁵⁵ Unterschiedlichste sozialwissenschaftliche Richtungen vertreten die Ansicht, dass unter den heutigen Bedin-

⁵² Habermas (1998: 79).

⁵³ Habermas (1998: 95). Weitgehend identisch argumentiert Münch (1998, 11): „Die alles beherrschende Frage ist heute, ob jenseits der Nationalstaaten auf supranationaler Ebene sowohl die ökologische als auch die soziale Sprengkraft des globalen Kapitalismus neu unter Kontrolle gebracht werden kann.“

⁵⁴ Oevermann (1998: 18f.).

⁵⁵ Habermas (1981).

gungen in fast allen Gesellschaftsbereichen ökonomische Handlungsimplikative und utilitaristische Handlungsorientierungen überhand genommen hätten.⁵⁶ Hierdurch würden soziale Kohäsionskräfte sowie zivilisatorische Entwicklungs- und Erneuerungspotenziale geschwächt. Ein Hauptfokus richtet sich dabei auf die fortschreitende Kommerzialisierung der kulturellen Sphäre. So wird beispielsweise diagnostiziert, dass Kulturproduktion und Kulturkonsum, Lebensführung und soziale Identitäten weltweit zunehmend unter das Einheitsdiktat der amerikanischen Kultur- und Life-Style-Industrie gerieten.⁵⁷ Bekanntlich haben sich etwa in Frankreich die Proteste gegen den „Amerikanismus“ resp. gegen den freien Import amerikanischer Kulturgüter – neben Hollywood-Filmen auch Big Macs – zu einer eigentlichen Massenbewegung ausgeformt.

Daniel Bells zeitdiagnostische Befunde gehen über eine kritische Auseinandersetzung mit dem kulturellen „Modernismus“ oder der amerikanischen Massenkultur hinaus. In seinem Buch *Die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus* äußert er die Befürchtung, dass die hedonistische Genuss- und Erlebnisorientierung in der Gegenwartskultur zunehmend die ethischen Grundlagen gefährde, auf denen die moderne Zivilisation einst errichtet worden war. Die Widersprüche des Kapitalismus – so seine Diagnose – haben „etwas zu tun mit der Kluft zwischen der Organisationsform und den Normen, die im Wirtschaftsbereich gefordert werden, und den Normen der Selbstverwirklichung, die heute in der Kultur an zentraler Stelle stehen. Diese beiden Bereiche, die sich historisch zur Ausformung einer einzigartigen Charakterstruktur – der des Puritaners und seines Berufs – verbunden hatten, sind heute weitgehend auseinandergefallen. Die Prinzipien des ökonomischen Bereichs und die der Kultur lenken die Menschen heute in entgegengesetzte Richtungen.“ Gemäss Bell wurde in der Frühphase der kapitalistischen Entwicklung „der ungezügelt ökonomische Impuls durch die puritanische Enthaltsamkeit und protestantische Ethik in Schach gehalten. Man arbeitete aus Pflicht gegenüber seinem Beruf oder um dem Gemeinnutzen zu dienen“. Im Zeitalter der Massenproduktion und des Massenkonsums werde zunehmend deutlich, dass sich der Kapitalismus durch seine eigenen Auswüchse selber gefährde. „Die protestantische Ethik wurde (...) nicht vom Modernismus, sondern vom Kapitalismus selbst untergraben.“⁵⁸

In der amerikanischen Gegenwartssoziologie zeigt das Paradigma des „Kommunitarismus“ eine ähnliche – gemeinhin als „neokonserva-

⁵⁶ Vgl. exemplarisch die Beiträge in Müller und Müller (1996).

⁵⁷ Vgl. Maase (1997). Grundlegend in diesem Zusammenhang ist immer noch das Kulturindustrie-Kapitel in Horkheimer und Adorno ([1947]1969).

⁵⁸ Bell (1991: 29f.).

tiv“⁵⁹ bezeichnete – Grundausrichtung wie Bells kritische Analysen der hedonistischen Kultur.⁶⁰ Desintegration wird hier weniger in der ökonomischen Sphäre als vielmehr in der Sphäre der „Gemeinschaft“ ausgemacht. Mit der Abkehr von den Traditionen eines „biblischen und republikanischen Individualismus“ und der Hinwendung zu einem „utilitaristischen und expressiven Individualismus“ schwinde der Sinn für das Gemeinwohl, stellen die Verfasser der Mitte der 80er Jahre erschienenen Studie *Gewohnheiten des Herzens – Individualismus und Gemeinsinn in der amerikanischen Gesellschaft* fest.⁶¹ Hierdurch würden die sozialen Kohäsionskräfte geschwächt und die Gesellschaft in ihren solidargemeinschaftlichen Fundamenten bedroht. Nach Ansicht von Amitai Etzioni, einem Hauptvertreter des kommunitaristischen Ansatzes, kann dieser Entwicklung nur durch die neuerliche und verstärkte „Internalisierung“ von Gemeinschaftswerten entgegengewirkt werden. Es seien deshalb diejenigen Institutionen zu stützen (oder allenfalls neu zu errichten), innerhalb derer dies dauerhaft, also über die primäre Phase der Sozialisation hinaus, geschehen könne: die Familie, Nachbarschaftsverhältnisse sowie dörflich oder kleinstädtisch gegliederte lokale Gemeinschaften. Etzioni verortet die von ihm geforderte „gute Gesellschaft“ im Ruhepol eines nach zwei Richtungen hin ausschlagenden Pendels: Weder soll es seiner Ansicht nach darum gehen, einen auf äußerem Zwang und Konditionierung beruhenden umfassenden moralisch-ethischen Konformismus – verbunden mit moralischer Prüderie und repressiven Ordnungskonzepten – durchzusetzen, noch könne der Verfall einer „tugendhaften Gemeinwohlorientierung“ im Zeichen eines „exzessiven Individualismus“ oder einer sozialschmarotzerischen „Trittbrettfahrermentalität“ einfach nur hingenommen werden. „Um sich hauptsächlich auf normative Mittel stützen zu können, ist es für eine soziale Ordnung erforderlich, dass sich die Mehrzahl ihrer Mitglieder einer Reihe von Grundwerten verpflichtet fühlt und entsprechend diesen Werten auch zumeist verhält; nicht weil sie dazu genötigt werden, ihnen zu entsprechen, sondern weil sie von diesen Werten überzeugt sind.“⁶² Bei aller intendierten Ausgewogenheit sind Etzionis Rezepte freilich nicht frei vom Geruch der „moralischen Aufrüstung“. So fordert er beispielsweise die Wiedereinführung peinlicher Strafen, die Erschwerung von Ehescheidungen oder die Bildung von „Crime watch“-Nachbarschaften. Soziologisch etwas naiv mutet zudem insgesamt die Vorstellung an, man brauche den Menschen nur die richtigen Werte einzutrichtern, um aus der schlechten wieder eine „gute“ Gesellschaft zu machen.

⁵⁹ Vgl. Dubiel (1985).

⁶⁰ Vgl. Honneth (1985) und Reese-Schäfer (1995).

⁶¹ Bellah et al. (1987).

⁶² Etzioni (1997: 37).

1.4 Neue Fundamentalismen

Kaum eine Nation kann heute noch umhin, gegenüber den in der westlichen Hemisphäre mit universalistischem Anspruch formulierten Prinzipien demokratischer Partizipation und freiheitlich-rechstaatlicher Ordnung in irgendeiner Weise Stellung zu beziehen – und sei dies auch explizit ablehnend. Besonders augenfällig wird dies am Beispiel der Menschenrechte. Mit der universellen Verbreitung, der Globalisierung dieser oft genuin westlichen Prinzipien (insbesondere nach dem Ende des West-Ost-Konflikts) wurden indes nicht nur Probleme gelöst, es wurden auch neue Konfliktlinien sichtbar. Im Brennpunkt sozialwissenschaftlichen Interesses steht gegenwärtig nicht zuletzt die Frage, in welcher Weise das Verhältnis zwischen Universalisierungs- und Globalisierungstendenzen in Wirtschaft, Politik und Kultur einerseits und den partikularen Ausprägungen ethnischer, nationaler und regionaler Teilkulturen andererseits zu denken sei. Das etwa von Saskia Sassen vorgebrachte Argument, Prozesse der Globalisierung blieben immer an lokale Milieuräume zurückgebunden, seien also eine Form der „Glokalisierung“, besitzt sicherlich eine gewisse Plausibilität.⁶³ Globalisierung zehrt von regional „nachwachsenden“ wirtschaftlichen, politischen, kulturellen und gemeinschaftlichen Ressourcen. Nicht zu übersehen ist allerdings, dass Globalisierung – auch im Sinne einer so verstandenen „Glokalisierung“ – die weltweite Verteilung dieser Ressourcen nicht unberührt lässt. Hierzu vermerkt Zygmunt Bauman: „Glokalisierung‘ ist zunächst und vor allem eine Neuverteilung von Privilegien und Entrechtungen, von Reichtum und Armut, von Möglichkeiten und Aussichtslosigkeit, von Macht und Ohnmacht, von Freiheit und Unfreiheit. Man könnte sagen, Glokalisierung ist ein Prozess weltweiter *Neu-Stratifizierung*, in dessen Verlauf eine neue, weltweite, soziokulturelle, sich selbst reproduzierende Hierarchie aufgebaut wird.“⁶⁴

Auf diese Feststellung stützen sich mittlerweile unzählige zeitdiagnostische Befunde, um über die Analyse der sich neu ordnenden Macht- und Ohnmachtsverhältnisse künftig vorherrschende weltpolitische Krisen- und Konfliktkonstellationen zu benennen. Für ein beachtliches, sachlich aber nur schwer nachvollziehbares Aufsehen haben in diesem Zusammenhang unlängst die Thesen des amerikanischen Politikwissenschaftlers Samuel P. Huntington gesorgt. Seiner Einschätzung nach werden – nach dem Ende des Ost-Westkonflikts – künftig kriegsrische Konflikte von globaler Tragweite auf das Aufeinanderprallen von

⁶³ Sassen (1996). Der Begriff der „Glokalisierung“ geht auf Robertson (1992) zurück. Gemäß Robertson übernimmt kein Land die amerikanischen Kulturimporte, ohne sie den eigenen kulturellen Bedingungen anzupassen.

⁶⁴ Bauman (1996: 659).

acht, hauptsächlich über die Religion integrierten oder definierten Zivilisationskreisen zurückzuführen sein. Insbesondere die islamische, die ‚sinische‘ und die hinduistische Kultur, die allesamt ihrem Wesen nach expansiv, wenn nicht gar kriegerisch seien, stellten für die westlich-christliche Zivilisation eine akute Bedrohung dar. Die von Huntington aus dieser Diagnose abgeleiteten Forderungen lauten: „Das Überleben des Westens hängt davon ab, dass die Amerikaner ihre westliche Identität bekräftigen und die Westler sich damit abfinden, dass ihre Kultur einzigartig, aber nicht universal ist, und sich einigen, um diese Kultur zu erneuern und vor der Herausforderung durch nichtwestliche Gesellschaften zu schützen.“⁶⁵ Dies bedeutet im Klartext nichts Geringeres, als dass der Westen erstens alle Bemühungen, die auf eine universelle Durchsetzung demokratischer und menschenrechtskompatibler Ordnungsprinzipien abzielen, radikal zurückzunehmen hat, zweitens die eigene Kultur vor Einflüssen, die aus andersartigen Kulturen stammen, ‚rein zu halten‘ – oder gar zu ‚säubern‘ – hat, und dass drittens umfassende moralische Aufrüstungsprogramme einzuleiten sind, die auf eine Erneuerung und Wiedererweckung genuin westlicher und christlicher Kulturwerte ausgerichtet sind. In dieser Sichtweise kommt die eigentliche Bedrohung der westlich-christlichen Kultur nicht von außen, sondern von innen. Ihre inneren Feinde sind zum einen Politiker, Journalisten und Intellektuelle, die einem dekadenten Lebensstil frönen und den konfliktstiftenden Irrlehren des Multikulturalismus anhängen; zum anderen assimilationsunwillige Immigranten, denen die Bereitschaft fehlt, sich der westlich-christlichen Leitkultur unterzuordnen. Für Huntington scheint klar, dass – bezogen auf die USA – auf die künftigen weltpolitischen Bedrohungslagen in erster Linie mit einer Politik der geistig-moralischen Landesverteidigung zu reagieren ist.

Eine dezidiert zurückweisende Haltung gegenüber Huntingtons Thesen nimmt Martin Riesebrodt in seiner Studie *Die Rückkehr der Religionen* ein. Ausgehend von seinen kulturvergleichenden Studien zum Phänomen des religiösen Fundamentalismus⁶⁶ gelangt er zu dem Schluss: „Im Gegensatz zu Huntingtons Sicht ist die Welt nicht in eine Vielzahl religiös determinierter Zivilisationen gespalten, sondern nahezu alle religiösen Traditionen sind intern differenziert und besitzen als Extremformen sowohl fundamentalistische wie auch modernistische Milieus.“⁶⁷ Nach Riesebrodt ist das gegenwärtig zu beobachtende nationenübergreifende Wiedererstarken religiös-fundamentalistischer Bewegungen auf Gefühle der Machtlosigkeit gegenüber den ständig anwachsen-

⁶⁵ Huntington (1996: 19f.).

⁶⁶ Riesebrodt (1990).

⁶⁷ Riesebrodt (2000: 56f.).

den sozialen und technischen Risiken der modernen Zivilisation zurückzuführen. Mittels einer „Dramatisierung letzter Werte und zeitloser Ideale“ werden krisenhafte Modernisierungserfahrungen – und die damit verbundenen individuellen Verlusterfahrungen – zu bewältigen versucht, wobei sich fundamentalistische Kulturmilieus aus sehr heterogenen Bevölkerungsgruppen zusammensetzen können. Überzeugend legt Riesebrodt dar, dass Huntingtons Thesen nicht eigentlich eine Kritik des religiösen Fundamentalismus darstellen, sondern dass sie selber eine fundamentalistische Grundstruktur aufweisen. Huntington behandle „alle Zivilisationen so, als beruhten sie auf einem gleichsam unveränderlichen, überhistorischen und übergesellschaftlichen Kern, der sich historisch immer wieder prägend durchsetzt.“⁶⁸ In einem solcherart „essentialistischen“ Kulturbegriff erblickt Riesebrodt eines der zentralen Strukturmerkmale des fundamentalistischen Denkmodells. Weitere Merkmale sind: die Unterstellung einer ursprünglichen Homogenität innerhalb einzelner Kulturen, die „Idealisierung patriarchaler Autorität als gottgewollter Ordnung“ sowie die Orientierung an personalistischen Ordnungsprinzipien, die „abstrakte Idealisierung einer verlorengegangenen Lebensweise, vergleichbar der Idealisierung des Mittelalters in der romantischen Reaktion gegen die Französische Revolution“, das „durchgehende Thema des moralischen Verfalls“, das opportunistische Verhältnis zur Demokratie sowie ein theozentrisches Weltbild, „in dem Geschichte als Degeneration erscheint, als Abfall von den Ordnungsprinzipien des ewigen, geoffenbarten, göttlichen Gesetzes“.⁶⁹

Prüfenswert wäre, ob sich Riesebrodts Konzept „fundamentalistischer Sozialmilieus“ von religiösen nicht auch auf politische Vergemeinschaftungen übertragen ließe. Ein Beispiel für ein solches Unterfangen könnte die vom Schweizer Rechtspolitiker Christoph Blocher ins Leben gerufene und angeführte „Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz“ (AUNS) abgeben.⁷⁰ Diese sozial breit abgestützte Bewegung, die sich dezidiert außerhalb der etablierten Parteipolitik positioniert, verfolgt ihrem Selbstverständnis nach das Ziel, die genuine Eigenart der Schweiz und ihres Volkes vor kulturellen Überfremdungen zu beschützen und unter Berufung auf ein essentialistisches Verständnis von „Neutralität“ die Sonderart der Nation Schweiz gegen alle Versuche einer politischen Öffnung nach außen hin zu verteidigen. Max Webers Ausführungen zum „nationalen Gemeinsamkeitsglauben“ aufnehmend⁷¹ wäre zu überlegen, ob nicht gerade in der Schweiz das Potenzial zur Formierung fundamentalistischer *politischer* Bewegungen besonders groß

⁶⁸ Riesebrodt (2000: 29)

⁶⁹ Riesebrodt (2000: 86f.).

⁷⁰ Vgl. Vuichard (1998)

⁷¹ Weber ([1922]1980: 242ff.).

ist. Nach Weber sind „die realen Gründe des Glaubens an den Bestand einer ‚nationalen‘ Gemeinsamkeit und des sich darauf aufbauenden Gemeinschaftshandelns“ sehr verschieden. Stützt sich dieser Glaube in einigen Fällen auf Gemeinsamkeiten ab, die als naturwüchsig und objektiv gegeben interpretiert werden können (Sprache, Religion, Rasse, usw.), müssen in anderen Fällen die Festsetzungen nationaler Identität über interpretativ nur schwer objektivierbare Sachverhalte wie eine gemeinsame Geschichte oder eine Eigenart der Sitten und der Muster der Lebensführung erfolgen. Letzteres liegt insbesondere im Falle der Schweiz vor, bei der es sich sprachkulturell, ethnisch und konfessionell um ein extrem heterogenes Gebilde handelt. Hieraus ließe sich folgern, dass ein „Gefühl nationaler Gemeinsamkeit“ in der Schweiz sich nur mittels aufwendiger Deutungs- und Konstruktionsleistungen zu einem Glauben verdichten lässt – und auch dann nur zu einem äußerst fragilen. Es scheint gerade diese Konstellation einer nie ganz zu überwindenden Fragiligkeit zu sein, welche – im Sinne eines Regredierens oder eines Nicht-aushalten-Wollens einer ständig nach Bewährung und Innovation drängenden Krisenhaftigkeit – die fundamentalistische Festschreibung einer nationalen Identität der Schweiz in besonderer Weise begünstigt. Entsprechend zahlreich waren nach der Gründung des modernen Bundesstaates die Versuche, ein essentielles Schweizertum wissenschaftlich zu ergründen. Sie reichten von der rassenkundlichen Suche nach dem *Homo alpinus helveticus*⁷² bis zur Festschreibung einer Gründungsmythologie durch die Protagonisten der „nationalen Geschichtsschreibung“. Deren angestrengte Bemühungen, in den Bauern im Allgemeinen und den „alten Eidgenossen“ im Besonderen Verkörperungen eines ewigen und wahren Schweizertums zu erblicken, bildeten während des zweiten Weltkriegs eine wichtige Inspirationsquelle für die Politik der sogenannten „Geistigen Landesverteidigung.“⁷³

Bereits zu Beginn des letzten Jahrhunderts hielt Max Weber fest: „Die Schweizer sind keine eigene ‚Nation‘, wenn man auf die Sprachgemeinschaft oder auf die Kulturgemeinschaft im Sinne der Gemeinsamkeit literarischer oder künstlerischer Kulturgüter sehen will. Das trotzdem, auch trotz aller neuerdings auftauchenden Lockerungen, bei ihnen verbreitete starke Gemeinschaftsgefühl ist aber nicht nur durch Loyalität gegen das politische Gemeinwesen motiviert, sondern auch durch Eigenart der ‚Sitten‘, die – gleichviel, welches der objektive Sachverhalt sein mag – subjektiv als weitgehend gemeinsam empfunden werden und ihrerseits sehr stark durch die sozialen Strukturgesetze,

⁷² Vgl. Kreis (1992).

⁷³ Siehe hierzu Mesmer (1991 und 1992), Marchal (1991), Schweizerisches Sozialarchiv (1991), Marchal und Mattioli (1992), Capitani und Germain (1985) sowie die Beiträge in Tanner und Head (1992).

namentlich gegen Deutschland, überhaupt aber gegen jedes ‚große‘ und daher militaristische politische Gebilde mit seinen Konsequenzen für die Art der inneren Herrschaftsstruktur, bedingt, daher auch durch die Sonderexistenz allein garantiert erscheinen.“⁷⁴ Gerade diese „Sonderexistenz“ – Weber spielt auf die Neutralität der Schweiz als einem „bewussten Verzicht auf ‚Macht‘“ an – lässt sich ‚heilsgeschichtlich‘ dramatisieren. Die Neutralitäts- und Unabhängigkeitsauffassung der AUNS ist weniger eine historische als vielmehr eine fundamentalistische: Es geht nicht um Erinnerung, sondern um die Erfindung von Tradition und ‚nationaler Identität‘.

1.5 Identitäten

Die Frage nach den Auswirkungen der Globalisierung als ‚Kulturbewegung‘ stellt sich auch auf der Ebene von Erwerbsarbeit und beruflicher Identität. Oder mit den Worten von Martin Kohli: „Bedeutet die Deregulierung bzw. Flexibilisierung der Erwerbsarbeit, die sich (in Ansätzen) konstatieren lässt, eine Befreiung des Individuums aus den Fesseln institutioneller Programme – oder eine Erosion der Grundlagen individueller Autonomie?“⁷⁵ In Richard Sennetts zeitdiagnostischer Studie *Der flexible Mensch* hat diese, seit Mitte der 80er Jahre vieldiskutierte Frage unlängst eine ziemlich eindeutige Antwort gefunden. Sennetts Argumentation liegt die Annahme zugrunde, dass ein autonomes Leben nur dann gelingen kann, wenn es als etwas Kohärentes und Kontinuierliches wahrgenommen werden kann, das sich zu einer „durchhaltbaren Erzählung“ formen lässt. Diese Auffassung schließt Diskontinuitäten, Brüche und Zäsuren im Lebenslauf keineswegs aus. Solange sie für den Einzelnen „lesbar“ sind, als biographisch durchschaubar und folglich als sinnvoll erscheinen, stellen sie nicht zwingend eine Bedrohung von Identität dar. Im Gegenteil: In ihnen erfolgen die Weichenstellungen, an denen sich Identität entwickeln, entfalten und bewähren kann.

So geformte Identitäten stellen für Sennett eine unhintergehbare Voraussetzung dafür dar, dass in einer Gesellschaft Loyalitäten und Verbindlichkeiten entstehen können. Gesellschaftliche Integration gründet unabdingbar auf der Fähigkeit jedes einzelnen Menschen, den anderen – und in einem gewissen Maße auch den ihn umgebenden Verhältnissen – Vertrauen entgegenzubringen.⁷⁶ Im „neuen Kapitalismus“,

⁷⁴ Weber ([1922]1980: 243f.).

⁷⁵ Kohli (1989: 272).

⁷⁶ Alternative Zugänge zur Problematik der Sozialintegration in der Gegenwartsgesellschaft finden sich in den Beiträgen in Heitmeyer (1997a und 1997b) sowie in Beck und Sopp (1997).

dessen zentrale Eigenschaft die Flexibilitätsforderung ist, sieht Sennett die identitären Voraussetzungen gelingender Sozialintegration bedroht: „Das neue Regime respektiert in der Tat nicht, dass der pure Ablauf der Zeit, der zur Ansammlung von Kenntnissen notwendig ist, einer Person Stellung und Rechte verleiht – Wert im greifbaren Sinn; sie bewertet solche auf dem Ablauf von Zeit beruhenden Ansprüche als ein weiteres Übel des alten bürokratischen Systems, in dem die Rechte des Dienstalters die Unternehmen lähmten.“⁷⁷ Wenn mit der Forderung nach Flexibilität bisherige Leistungen und Erfahrungswissen entwertet werden, wenn immer wieder bei Null angefangen werden muss, berufliche Identität immer nur auf Widerruf aufgebaut werden kann und Identifikationsmöglichkeiten schwinden, dann droht Identität zu „driften“. „Die Erfahrung einer zusammenhangslosen Zeit bedroht die Fähigkeit der Menschen, ihre Charaktere zu durchhaltbaren Erzählungen zu formen.“⁷⁸

Sennetts Diagnose ist nicht unumstritten. Gegen seine skeptische Beurteilung der ökonomischen Flexibilitätsforderung ließe sich beispielsweise das Argument vorbringen, dass mit dem Verschwinden vorgespurter Lebensläufe und Laufbahnen die Chancen stiegen, das eigene Leben selber zu gestalten und sich an der wiederkehrenden Erfahrung von Differenz zu bilden. Die auf Dauer gestellte Konfrontation mit immer neuen Problemstellungen wäre dann eine unabdingbare Voraussetzung dafür, dass Autonomie lebenspraktisch überhaupt erst realisiert und entfaltet werden kann – selbstverständlich immer auf ein Risiko des Scheiterns hin.⁷⁹ Sennetts Befunde wurden aber auch von einer Position her kritisiert, die der eben skizzierten radikal entgegengesetzt ist. Weder ein „Driften“ von Identität wird befürchtet, noch werden objektive Flexibilisierungstendenzen als krisenhafte Momente gedeutet, an denen sich Identitäten bilden, formen und festigen können. Stattdessen wird unterstellt, dass Identitäten sich gegenwärtig in einem Zustand der Auflösung, der Diffusion oder der Fragmentierung befänden. Dieser Befund ist keineswegs eindeutig. Der mittlerweile weitverbreiteten Rede von „Patchwork-Identitäten“, von postmodernen, dezentrierten Subjekten und von unternehmerischen oder flexiblen Selbsten können nämlich sehr unterschiedliche Konzeptionen von Identität zugrunde liegen. So kann etwa mit „Identität“ der „identische, zweckgerichtete, männliche Charakter“ (Horkheimer/Adorno) mit seiner spezifischen Neigung zur Unterwerfung der inneren und äußeren Natur gemeint

⁷⁷ Sennett (1998: 128).

⁷⁸ Sennett (1998: 36).

⁷⁹ Siehe etwa Ulrich Oevermanns Modell lebenspraktischer Autonomie (Oevermann, 1985, 1988 und 1995).

sein.⁸⁰ In dieser modernitätskritischen Perspektive, die beispielsweise Zygmunt Bauman einnimmt,⁸¹ bedeutet die für die Gegenwart diagnostizierte Auflösung von Identität die Überwindung der für die Moderne charakteristischen, normativen Identitätszwänge. Identität kann aber auch als die „Fähigkeit des Ichs“ aufgefasst werden, „angesichts des wechselnden Schicksals Gleichheit und Kontinuität aufrecht zu halten“.⁸² Geht man von dieser, eher sozialpsychologischen Konzeption von „Identität“ aus, beruht die Auflösungsdiagnose auf der Frage, ob es in der heutigen Zeit mit ihren sozial nicht mehr so eindeutig vorgegebenen Rollen und Laufbahnen überhaupt noch möglich sei, so etwas wie eine stabile und kohärente Ich-Identität aufzubauen. Populär ist mittlerweile die Auffassung, dass unter den heutigen Verhältnissen eine solche Identitätsform „möglicherweise gerade durch ihre Kohärenz und Kontinuität für die Subjekte problematisch werde“, ja sich sogar als dysfunktional erweisen könnte.⁸³ In einem wiederum anders gelagerten Diskussionszusammenhang erscheint Identität ausschließlich als ein Produkt der Inszenierung. Menschen werden als „Goffmensen“ aufgefasst – als Menschen also, die in ihren alltäglichen Interaktionszusammenhängen beständig um eine rahmen- und situationsgerechte „*Presentation of self*“ (Goffman) bemüht sind oder bemüht sein müssen. Folgt man dieser Auffassung von Identität, so läuft die Fragmentierungs- oder Auflösungsdiagnose auf die – etwas platte – Feststellung hinaus, dass die Interaktionsräume heutzutage äußerst vielfältig geworden sind. So diagnostiziert Ronald Hitzler: „Die Lebenswelt des individualisierten Menschen besteht symptomatischerweise aus vielen derartigen kleinen ‚Welten‘ sowohl im privaten als auch im öffentlichen (das meint: institutionell vorgeordneten) Bereich. Der moderne Mensch lebt typischerweise nicht – zumindest nicht nur – in einer (massenkulturell nivellierten) Welt, sondern in einer Vielzahl teilzeitlicher Sinnwelten, innerhalb deren

⁸⁰ Horkheimer und Adorno (1969: 40).

⁸¹ Bauman (1991).

⁸² Erikson (1964: 87).

⁸³ Ahbe (1997: 208). Krappmann (1997: 66) fasst diesen in der Sozialpsychologie breit diskutierten Fragenkomplex wie folgt zusammen: „Können wir noch wertvolle Einsichten gewinnen, wenn wir heute angesichts der offensichtlich so fundamental veränderten Bedingungen des Aufwachsens in Kindheit und Jugend auf Erik Homburger Eriksons Vorstellung von Identität zurückgreifen, die er in der Mitte des Jahrhunderts entwickelt hat? Erikson spricht davon, dass Jugendliche in diesem Prozess der Identitätsbildung vorangegangene kindliche Identifikationen aufarbeiten, sich für Rollen und Laufbahnen entscheiden und Vertrauen gewinnen sollen, um Einheit und Kontinuität ihrer Identität über ein Leben hinweg aufrechterhalten zu können. Mutet diese Beschreibung nicht wahrhaft nostalgisch an? Haben die ‚postmodernen‘ Lebensverhältnisse die Bemühungen um Identität nicht längst als aussichtslos, sogar als dysfunktional erwiesen?“

er mit jeweils verschiedenen anderen durchaus verschiedene ‚Zwecke‘ verfolgt.“⁸⁴

Des weiteren kann „Identität“ als ein Resultat von Zugehörigkeiten und Identifikationen aufgefasst werden; als – so eine mittlerweile gängige Begriffsbildung – „soziale Identität“.⁸⁵ Ist in diesem Diskussionszusammenhang von Auflösung, Fragmentierung oder Diffusion von Identitäten die Rede, ist damit gemeint, dass es für heutige Menschen schwieriger geworden sei, sich ein individuelles Selbstverständnis über die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Geschlecht, einer bestimmten Nation, einer bestimmten Klasse, einer bestimmten Konfession, einer bestimmten Profession aufzubauen. Denn all diese klassischen und vormals hegemonialen Identitätsstiftungsagenturen hätten im Zuge von „Individualisierungen“ und „Globalisierungen“ ihre Bindungs- und Prägekraft weitgehend eingebüsst. Folglich werde unter den heutigen Bedingungen soziale Identität über eine Vielzahl von selbstgewählten, kündbaren und befristeten Mitgliedschaften und Teilbindungen aufgebaut. Identitäten wären dann im Zeitverlauf nicht mehr konstant und könnten unterschiedliche, sich teilweise auch widersprechende „Identifikationen“ umfassen.

Diese Annahmen stehen in der Tradition der Individualisierungstheorie. Das Eigentümliche an ihr besteht darin, dass von sozialstrukturanalytischen Befunden – dem Zerfall geschlossener, sozialmoralischer Milieus, der zunehmenden „Klassenlosigkeit sozialer Ungleichheit“, der Pluralisierung individueller Risikolagen und der Entstehung sogenannter individualisierter Existenzlagen – unmittelbar auf die Entstehung neuer Bewusstseinslagen und neuer Muster von Identität geschlossen wird. Als subjektive Konsequenzen der Flexibilisierung und Dekonventionalisierung institutionalisierter Praktiken und kollektiver Denkweisen würden auch Identitäten und individuelle Bewusstseinsformen dekonventionalisiert und flexibilisiert. Vor solchen vorschnellen Deduktionen hatte Beck in der *Risikogesellschaft* noch ausdrücklich gewarnt und darauf hingewiesen, dass mit „Individualisierung“ nicht eine zunehmende Verflüssigung des Sozialen, sondern ein Wechsel der alltagsweltlichen Zurechnungsmodi gemeint sei: „In den enttraditionalisierten Lebensformen entsteht eine neue Unmittelbarkeit von Individuum und Gesellschaft, die Unmittelbarkeit von Krise und Krankheit in dem Sinne, dass gesellschaftliche Krisen als individuelle erscheinen und in ihrer Gesellschaftlichkeit nur noch sehr bedingt und vermittelt wahrgenommen werden können.“⁸⁶

⁸⁴ Hitzler (1999: 241).

⁸⁵ Vgl. Wagner (1998).

⁸⁶ Beck (1986: 118).

Solche Nuancierungen scheinen in Vergessenheit geraten zu sein. In oftmals gestelzten Formulierungen wird vielmehr dargelegt, dass der moderne, individualisierte Mensch als „Sinnbastler“ sich sein Leben, sein Befinden und seine sinnhaften Orientierungen frei montiere: „Er sucht Anschluss, nimmt Kontakt auf, geht Beziehungen ein, tritt bei, schließt sich mit anderen, mit ‚Gesinnungsfreunden‘ wieder zu (Teilzeit) Gemeinschaften aller möglicher Art zusammen und wird (nicht nur freiwillig, sondern manchmal auch unfreiwillig) wieder (irgendwo) Mitglied: In einem Arbeitslosen-Selbsthilfe-Sportverein, in einem Sado-Maso-Netzwerk, in einem Senioren-Bodybuilding-Studio, in einem gewalttätigen Fussball-Fanclub, in einem Mountain-Bike-Club, in einer Behinderten-Initiative, in einem Selbstverteidigungs-Komitee, in einer Naturkost-Genossenschaft, um hier nur ein paar triviale Beispiele zu nennen.“⁸⁷ Manches ist irritierend an dieser Konzeption des zeitgenössischen Menschen. Wie soll es denn ein- und derselbe Mensch schaffen, gleichzeitig (oder im Verlaufe seiner Lebenszeit) derart unterschiedliche Orientierungen unter ein Dach zu bringen? Der Sinnbastler erscheint in dieser Konzeption als vollkommen geschichts- und „habituslos“. Als ein irgendwie ‚identisches‘ Subjekt, das unterschiedliche Situationen auf seine Weise bewältigt, unterschiedliche Wirklichkeiten mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln deutet und gegebenenfalls sein Leben auf seine Weise neu ausrichtet, ist er nicht mehr vorhanden.⁸⁸ Irritierend ist die Konzeption des Sinnbastlers auch deshalb, weil ihm eine Individuations- oder Bildungsgeschichte fehlt. Hingestellt als sozial und mental „entwurzeltes“ und „heimatloses“ Individuum, scheint es für ihn keine Familie, keine biographischen und sozialisatorischen Ausgangsbedingungen zu geben. Der Sinnbastler figuriert gleichsam als Träger diverser *Lifestyle*-Attribute, nicht aber als Subjekt einer spezifischen Lebensführung. Ins Blickfeld dieser Konzeption gerät nicht das Ingesamt der alltäglichen Organisation praktischer Tätigkeiten, vielmehr erschöpft sich das ‚Engagement‘ des so konstruierten modernen Menschen in ästhetischen Stilisierungen und distinktiven Selbstdarstellungen, hinter denen jegliche Subjektivität verschwindet.

Deshalb sind die Forderungen besonders pikant, die aus solchen Konstruktionen abgeleitet werden: „Mit der Adaption der aktuellen Lebensstil-Forschung an den lebensweltlichen Ansatz geht also ein entscheidender Perspektivenwechsel einher: Weg von der traditionellen

⁸⁷ Hitzler (1999: 236). Das verwandte Konzept der „Patchwork-Identität“ geht auf Heiner Keupp zurück. Siehe Keupp et al. (1999). Eine systematische Übersicht über diese Diskussion bieten Ferchhoff und Neubauer (1997).

⁸⁸ Zu einer sozialisationstheoretisch hinreichend fundierten, sich dabei insbesondere auf Mead und Freud abstützenden Konzeption von Identität siehe Oevermann (1991 und 1993).

Fragestellung der Ungleichheitsforschung nach den sozialstrukturellen Bedingungen individueller Lebensorientierungen und Lebensäußerungen und hin zum eher phänomenologisch legitimierten Interesse an den Qualitäten der Erfahrungskorrelate des modernen Menschen.“ Offen-sichtlich basieren solche Forderungen auf einer mehr als verzerrten Wahrnehmung bisheriger soziologischer Forschungen, die pauschal als ‚objektivistisch‘ abgeurteilt werden: „Die typische soziologische Denk- und Sichtweise, so sie nicht ohnehin das Subjekt (das handlungsmächtige Individuum) gar als durch die gesellschaftlichen Verhältnisse ‚determiniert‘ begreift, konzentriert sich im wesentlichen auf die Frage, wie die soziale Wirklichkeit aussieht und wie sie individuelle Handlungschancen ermöglicht oder beschränkt. Was ‚das Subjekt‘ aber auszeichnet, sofern es denn mehr ist als das (hilflose) Produkt der soziohistorischen Umstände, nämlich eine agierende und interagierende, eine denkende und fühlende, eine fragende und wertende Existenz, das bleibt in der Regel unthematisiert.“⁸⁹

Die Intention der vorliegenden Studie ist es durchaus, das Agieren und Interagieren, das Denken und Fühlen, das Fragen und Werten real-existierender Subjekte zu erfassen. Dazu wurde eine Forschungsanlage gewählt, die es erlauben sollte, subjektive Deutungen und Handlungsspielräume im Wechselverhältnis von Determination und Freiheit empirisch präzise zu rekonstruieren – und nicht am Schreibtisch zu konstruieren.

⁸⁹ Hitzler (1994: 81),